

Im Heim zu Hause

Die Mädchenwohngruppe Minden bietet eine zweite Chance für Mädchen, die nicht mehr in ihren Familien leben können.

Von Julia Kanning

Minden (Jona). In der blau gefliesten Küche ist was los: Am Herd steht Hanna und rührt in einem großen Topf brodelnder Hühnersuppe. Selina und Janine jagen sich im Spaß durch den Raum, Jana und Lena sind gerade von der Schule nach Hause gekommen. Mariasucht mal wieder ihr Handy und als Roxy kurz nicht hinsieht, stibitzt Elena (alle Namen der Bewohnerinnen von der Redaktion geändert) einen Keks von ihrem Teller. Die Mädchen plappern durcheinander, ein Telefon klingelt, aus einer kleinen Musikbox dringt Musik: Rihanna, Justin Bieber, Eminem.

Ein typischer Dienstagmorgens in dem großen verwinkelten Haus am Stadtrand von Minden, das auf den ersten Blick aussieht wie das Zuhause einer ganz normalen Familie: Im Flur hängen Fotos und Postkarten, am Kühlschrank kleben Zettel, aus den Fenstern blickt man in einen großen Garten. Auf dem Briefkasten aber stehen neun vollkommen unterschiedliche Namen. Es sind die Namen der neun Mädchen, die hier zu Hause sind, in der Mädchenwohngruppe des Jugendhofes Gotteshütte.

Die Evangelische Stiftung Gotteshütte ist eine Jugendhilfeeinrichtung, spezialisiert auf „teilstationäre Betreuungsformen, ambulante Erziehungshilfen und die Arbeit mit stationären Wohngruppen“. Einige der Jugendlichen leben nur eine gewisse Zeit während akuter Krisensituationen außerhalb ihrer Familien, andere bis zu ihrem 18. Geburtstag oder darüber hinaus. Die Betreuung in der Mädchenwohngruppe ist langfristig angelegt. Zurzeit leben hier Mädchen zwischen neun und 18 Jahren.

„Heim – das klingt für viele, die es nicht besser wissen, schlimm. Einmal hat jemand in der Schule ‚dummes Heimkind‘ zu mir gesagt“, erzählt die zwölfjährige Janine und kuschelt sich an Betreuerin Malena S. Die junge Frau streicht liebevoll über Janines krauses Haar und betont, dass solche Sprüche zwar sehr selten seien, aber in den Köpfen der Menschen dennoch oftmals Vorurteile gegenüber betreuten Wohnformen für Jugendliche herrschen würden.

Malena S. ist eine von sechs Pädagoginnen, die die Mädchen in ihrem Alltag begleiten. In der Regel arbeiten sie tagsüber zu zweit, im Nachbereitschaftsdienst wechseln sie sich in 24-Stunden-Schichten ab. Eine ganz wichtige Rolle im Leben der Mädchen spielt außerdem „Hauswirtschaftsperle“ Beate, die gute Seele des Hauses. Den Mitarbeiterinnen steht im Erdgeschoss der Mädchenwohngruppe ein eigenes kleines Zimmer zur Verfügung, das Büro und Schlafzimmer zugleich ist. Hier sitzt an diesem Nachmittag Fachbereichsleiterin Mareike Prieß, eine energiegeladene Frau mit dunklen Haaren, und erklärt: „In erster Linie wollen wir Mädchen einen Schutzraum und ein

neues Zuhause bieten, die aus verschiedenen Gründen nicht mehr in ihren Familien leben können.“

Gewalt, massive Konflikte im Elternhaus oder schwere Vernachlässigung – jedes der Mädchen bringt seine ganz eigene Geschichte mit und versucht, in der Wohngruppe ein neues Kapitel aufzuschlagen. Über das, was in ihren Familien passiert ist, sprechen sie nicht gern. Auch die 13-jährige Roxy, sonst immer die Lauteste, wird plötzlich wortkarg: „Bin

Fast alle Mädchen haben regelmäßig Kontakt zu Eltern oder Geschwistern.

von zu Hause abgehauen. Hab's da einfach nicht mehr ausgehalten.“ Roxy – Pfandeschwanz, Brackets und blaue Augen – hockt in ihrem Zimmer. Sie erzählt: „Viele denken ja bei Heim immer noch an zehn Gitterbetten in einem Raum, aber das ist voll der Quatsch!“

In dem großen Wohnhaus gibt es mehrere Bäder, einen Fitnessraum, ein Wohnzimmer, einen Computer-

raum und eine Küche. Wie jede der neun Bewohnerinnen hat auch Roxy ein Einzelzimmer. Abschließbar. Das ist wichtig für die Privatsphäre. Außerdem ist es in der Vergangenheit schon vorgekommen, dass unter den Mädchen gekläut wurde.

Die Grundeinrichtung der Zimmer ist schlicht und in warmen Holzönen gehalten, auch sonst sieht es aus wie in so ziemlich jedem Teenagerzimmer: Ein paar Klamotten liegen herum, an der Wand über dem Bett hängen Poster und Fotos. Roxy auf dem Schoß ihrer Mama. Roxy mit ihren kleinen Brüdern, die noch zu Hause leben. „Ich vermiss' die schon“, sagt sie und sieht aus dem Fenster.

Das tun sie hier fast alle ab und zu. Ihre Familien vermissen. In solchen Momenten legt sich die zwölfjährige Selina diesen langen, selbst gehäkelten Schal um, den ihre Mutter ihr geschenkt hat, weil „der so nach Mama riecht“. Selinas kleine Schwester Jana lebt auch in der Mädchenwohngruppe. Sie hat noch sechs weitere Geschwister, die teilweise in Pflegefamilien oder anderen Wohngruppen untergekommen

sind. Wie fast alle Mädchen hat Selina regelmäßig Kontakt zu ihren Eltern oder Geschwistern, per Telefon und Whatsapp. Auch Besuche sind erlaubt, sogar erwünscht, wenn diese den Mädchen guttun.

Gegen das Vermissen der Familie hilft auch Ablenkung, was mit den anderen Mädchen oder den Pädagoginnen unternehmen. Tanzen oder Theaterspielen zum Beispiel. So wie an diesem Nachmittag. Noch läuft nicht alles glatt: „Ich bin in dich verliebt“, flüstert Roxy in Marias Ohr und versucht ernst zu bleiben, doch die anderen Mädchen kichern schon und auch Maria prustet los. Das Stück haben die Mädchen selbst geschrieben. Es geht um Mobbing in der Schule, um Freundschaft und die erste große Liebe – also lauter Themen, die sie auch im echten Leben beschäftigen.

Zum Miteinander zählt auch, dass die Mädchen eine Gruppensprecherin wählen und jeden Freitag an der großen Gesprächsrunde teilnehmen. Außerdem hängt im Wohnzimmer ein großer, schwarzer Briefkasten, in den Beschwerden oder Sorgen anonym eingeworfen werden können. Besonders wichtig sind auch Rituale und feste Strukturen. Viele Mädchen müssen (neu) lernen, sich an Regeln

zu halten und Verantwortung zu übernehmen. In der Küche hängt deshalb eine Übersicht über die individuellen Stundenpläne, den Küchendienst und den Putzplan.

Abends wird gemeinsam gekocht und gegessen. „Das mag ich gern“, erzählt Jana, mit neun Jahren die jüngste der Gruppe, „vor allem wenn es Pfannkuchen gibt“. Noch mehr als Pfannkuchen mag Jana den Mittwoch, denn dann fahren die Mädchen nachmittags auf einen Reiterhof. Reiten, Ponys striegeln, auch mal ausmisten – das gefällt ihnen.

Türen knallen, mal streiten und sich wieder vertragen

Und dann gibt es da noch „Caddy“. So nennen die Mädchen den kleinen Bus der Mädchenwohngruppe, der besonders am Wochenende im Einsatz ist. Dann machen sie Ausflüge, in die Schlittschuhhalle oder ins Schwimmbad. „Aber wenn wir in den Urlaub fahren, ist der Bus zu klein“, meint Roxy. „Letztes Jahr waren wir im Sommer in Belgien.“ Auf ihrem Smartphone wischt sie durch die Urlaubsbilder. Grimassen, Strand und Meer im Schnelldurchlauf. Dieses Jahr soll es ins Sauerland gehen.

Der Alltag mit neun Mädchen im Teenageralter ist „chaotisch“ (Selina), „bunt“ (Roxy) oder „anstrengend“ (Hanna). Von allem ein bisschen. Die Mädchen und die Pädagoginnen lachen zusammen, sie weinen und diskutieren. Malena, die Betreuerin, erzählt: „Türe knallen, streiten und sich vertragen – das kommt natürlich auch vor.“ Zwischen Gesprächen mit dem Jugendamt, Hausaufgaben und erstem Liebeskummer werden neun Mädchen erwachsen. Sie träumen von der Zukunft. Maria will Ärztin werden, Elena Köchin, Janine vielleicht Sängerin. Weil ihre Familien allein sie dabei nicht mehr unterstützen können, leben sie in der Mädchenwohngruppe, einem Familiensatz.

Später am Abend kehrt etwas Ruhe ein, die Mädchen sitzen am Küchentisch und Mareike Prieß sagt: „Wichtig ist: Die Pädagoginnen sind nicht die Mütter der Mädchen. Die Gruppe ist nicht ihre Familie. Aber wir kommen dem Ganzen sehr nahe.“ Das bestätigen auch die Mädchen: „Es fühlt sich an wie zu Hause!“, meint Roxy. Wie zur Bekräftigung rückt sie die Dekoration auf der Fensterbank gerade – vier große Buchstaben aus hellem Holz, die ein vertrautes Wort bilden: Home.

Julia Kanning ist Stipendiatin der Journalistischen Nachwuchsförderung (Jona) der Konrad-Adenauer-Stiftung. Das Mindener Tageblatt war Gastgeber eines mehrwöchigen Jona-Fachseminars.



Illustration: Alex Lehn